

SPIEGELEI

Nr. 19

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1909

Die Säge von Mariels.

Erzählung von Ernst Zahn.

Die Welt hatte den Frühling. Die Säge von Mariels hatte ihn so kostlich, daß sie wie mitten in einem Paradiese lag. Es schadete dabei nichts, daß der starke Menschen auf den Bergen noch an den Winter erinnerte; die Farben des Frühlings strahlten nur herrlicher und sieghafter. Der ganze Himmel trug ein heißes Blau, nur im Süden war eine unablässige Bewegung weißer Wolken, als brodelnde Dämpfe hinter den Bergen auf und versanken wieder. Schärfe schieden sich die saftig grünen Halden und Wälder vom schimmernden Weiß der Berggipfel. Das ganze hügelige Tal vor Mariels leuchtete in Grün und trug wie einen Krug das Weiß der Schneefelder. Zwei Ströme durchziehen das Tal. Der eine, größere, kommt vom Norden aus einem der Seen, die nahe ihren toten Geschwistern, den Gletschern, liegen. Der andere, wildere, der freilich anzeiten zum Bach herabfällt, bricht aus dem Gadlital hervor, das von Osten her ins Haupttal mündet. Umheit der Stelle, wo dieses Wasser, der Gadlin, mit dem Hauptstrom sich verbindet, über steile Granitfelsen hinab sich ihm entgegenstürzend, lag die Säge von Mariels. Die Ufer des Baches sind hoch und grün. Am Schutz des einen Hügels, wohlig sich an die weiche Matte lehnend, stand das große Sägehaus, dessen Wohnräume aus Miegelwerk gebaut waren und an die sich ein mächtiger Holzschuppen anschloß. Die Fenster der Säge glänzten in der Sonne, und wie im Scheibenglas, so spiegelte sich diese auch im Wasser des Baches. Sie warf Regenbogenfarben in den Staub, der aus den sich überstürzenden Wellen stieg, sie blitzte in seinem Gesicht, insbesondere aber in den unzähligen klaren Tropfen, die seitwärts über das mächtige graubraune Holzrad fielen, während es sich mit trüger Mollen vom Bach treiben ließ. Das Wasser sang ein gleichmäßig einschläferndes Lied, indessen es in

die Radspeichen sprang, sich am Holze brach und über glattes Gestein wieder dem Bach zueilte, aus dem es gekommen. Am Hause zischte die Säge und schrien die Stämme, die sie schnitt, die Maschine stampfte, und zuweilen schallte das Klappern und Schlagen von Brettern, die sie drinnen schichteten. So war die Sägehöhle voller Geräusche. Diese aber vermochten sich nicht aus der Tiefe zu erheben, sondern wurden

bottten zwei Zügelmänner über einem schwachen Rahmenstomme, den sie zu entbinden hatten. Die beiden zueinander hatten Arbeitspistole, Feuer gebliebt, Brod und Käse verzehrend. Zwischen den langen Zwischenräumen, verteilten sie abwechselnd den grauen Weintraub zum Mund, der oft ihren Zähnen stand. Sie unterhielten sich daher in deutscher Sprache, obwohl zu Mariels zum ersten Malisch gesprochen wurde. Gott Müheim, der Urner, sprach mehr als sein Kamerad. Er war der Erzählende, während der andere, Kurt Hummel, der Handwerksbursche, der über die Alpen gekommen und hier eine Weile arbeitend hängen geblieben war, mir mit einzelnen kurzen Fragen der Erzählung des anderen weiterhalf, wenn sie stören wollte. Der deutsche Handwerker war jung, hatte blondes Haar und ein offenes Gesicht. Der Urner war ein alternder Mann. Graue Bartstoppeln standen ihm im dunklen Gesicht. Seine Augen waren einzig und zweitens die Wölfe eilig nach alten Zeiten. Gerade so beweglich war sein Mund. Der alte war ein Wachswieb der Rede nach. Beide zueinander trugen ärmtliches Arbeitsgewand, Hose und offene Weste. Aus den rauhen Hemden hingen knochige, gedunkelte Arme. „Das Land gehörte bis weit hinab gegen die lombardische Ebene zu Uri,“ berichtete Müheim. „Der Teufel weiß, warum wir es wieder haben fahren lassen. Damals waren wir noch eine Macht, bei Gott, die etwas zu sagen hatte. Wenn Du, wie Du sagst, in ein paar Monaten weiterwillst, kommst Du nach Zürich, der Hauptstadt. Dort in der Gegend liegt Schlachtfeld an Schlachtfeld, dort haben unsre Alten gestritten, daß einem das Herz vor Freude hüpfst und vor Lust zittert, wenn man davon liest.“

Die Kinder waren auf das Gespräch der Männer aufmerksam geworden und rückten verstohlen näher. Der eine Knabe, der blond war



Griechische Landschaft.

von der großen, strahlenden Stille des weiten Tales so gedämpft, daß sie selbst dort, wo sie entstanden, etwas Sanftes, Völkliches, in die Landschaft sich flügendes hatten. Hinter der Säge lag der Werkplatz. Auch dort stand sich viel Holz. Die Besitzerin der Säge war wohlbelebt. Sie fauste im Winter in einem weiten Umkreise zusammen. Zu mächtigen Beinen waren die Stämme geschichtet. Auf einer niederen Bretterschicht saßen drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen. Zu ihrer Nähe

und ein altkluges, in seiner früh entwickelten Herbstheit fast mürrisches Gesicht hatte, und das ebenfalls blonde Mädchen sah sich frei neben die Knechte. Sie waren die Kinder der Maria Lombardi, der Sägerin, Meisterkinder, die nicht zu fragen brauchten, wenn sie sich bei den Knechten eine Freiheit nahmen. Der zweite Knabe stellte sich einige Schritte entfernt von den Männern hin. Er war barhäupt und barfuß und stand in der Sonne. Seine Kleider trugen viele Flecke, das blaugestrichelte Hemd, das aus der Weste sah und dessen Kermel offen über die sonderbar weißen Arme herabhängen, war verwaschen und ebenso vielfach gestiftet. Dennoch war eine große Sanberkeit an dem Kind. Auf seinem Kopfe brannte es wie von Flammen. Die Sonne war heiß, aber des Knaben Haar war heißer. Es war so brennend rot wie zündendes Feuer, und nun die Sonne darin lag, meinte man es in dem Brandhaare knistern zu hören. Die Brauen und Wimpern hatten ein sanftes Blond, aber auch sie glänzten. Das Gesicht aber war weiß und fein, von sühnem Schnitt und beweglich, die Regungen der Seele in Zügen, raschen Größen und jähem Erbleichen scharf wiedergebenden Zügen. Die dunkelblauen Augen weit geöffnet, stand er und lachte mit heißer Anteilnahme dem, was der Urner erzählte. Der schilderte soeben, daß er eine alte Chronik besitze, noch vom Urgroßvater her, in der er Sonntags manchmal lese und aus der er alles habe, was er jetzt zum besten gab. Aus den Ortsnamen sei noch leicht erkennbar, wie die Landschaft einst deutsch und urnerisch gewesen, und noch immer mische sich Urnerblut mit welschem, wie eine Menge verwandtschaftlicher Beziehungen zwischen Angehörigen des Volkes diesseits und jenseits des Berges bewiesen.

„Du hast Du gleich ein Muhter,“ fuhr der Alte fort, auf die Kinder der Meisterin deutend. „Denen ihr Vater, der Welsche, hat sich die Frau aus den Bergen in Uri geholt. Sie ist eine Baumfrau aus Meyen, die Meisterin.“

„Und da steht das Gegenstück,“ unterbrach er sich selber jäh, während seine raschen Blicke den rothaarigen Knaben seit geraumer Zeit wie giftige Schlänglein umzüngelt hatten. „Dem mein Alter ist ein Urner gewesen, ein schandbarer freisch, und hat eine Welsche zur Frau gehabt.“

„Was gaffst denn, Faulenzert?“ ereiferte er sich weiter, den vor ihm stehenden Knaben mit augenscheinlicher Feindseligkeit betrachtend. „Es hat Dich niemand geheißen, herzukommen.“

Sein rascher Born wuchs unter seinen eignen Worten. Er kam aus einem tiefwurzelnden Nebelwollen, denn der Vater des Rothaarigen war lange sein Nebenknecht gewesen, und bittere Feindschaft hatte zwischen beiden geherrscht.

Der Knabe grub die Hände in die Taschen, hielt den Blick des Knechtes so lange aus, daß dessen Zorn sich noch steigerte, und wendete sich dann langsam um und seinem früheren Sitz auf den Baumstämmen wieder zu.

„Überhaupt hast Du hier auf dem Werkplatz nichts zu suchen, Lump,“ schimpfte Jost Muheim, und zu den andern Kindern sichwendend: „Die Meisterin hat Euch oft und oft verboten, ihn mitzuschleppen.“

Die Kinder der Tägerin standen auf, aber während Joseph, der Knabe, in der Nähe der Knechte blieb und mit einem Ausdruck, der aus Bedauern und Schadenfreude gemischt war, nach dem Kameraden hinüberlächelte, schritt Angelina, seine kleine Schwester, zu diesem hinüber und stand, gleich ihm den Knechten den Rücken drehend, neben ihm. Es sah aus, als spräche das Kind dem Knaben leise zu.

Jost Muheim hatte des Schimpfens noch nicht genug. Zwar erhob er sich nicht, war zu bequem, um das Einfachste zu tun und den Rothaarigen wegzujagen, aber er ließ den Neben-

Knecht laut und polternd wissen, wer der Bursche sei, der ihn ärgerte.

„Sein Vater ist im Buchthaus verdorben,“ erzählte er. „Die haben das leibhaftige Feuer im Stoff, die Schwanden. Es schlägt ihnen schon aus dem Schädel heraus. Du brauchst nur dem Wub seine Haare anzusehen. Seinem Vater hat man kein Widerwort geben dürfen, sonst ist man vor seinem Messer nicht sicher gewesen. Eines Tages hat er es dem Toni, der mit uns hier Knecht war, zwischen die Rippen gesteckt.“

„Weil er ihn gereizt hat, bis er nicht mehr anders konnte,“ schrie Moses Schwanden, der Knabe, jetzt dem Knecht entgegen. Er hatte sich jäh umgewendet. Sein Gesicht war dunkel. Tränen der Wut füllten seine Augen und er streckte beide Fäuste wie im Kampf von sich.

„Was, Lauter!“ schnähte Muheim und erhob sich doch.

„Und Du bist am meissten schuld,“ gesteckte des Knaben helle Stimme. „Du hast den Toni aufgestachelt. Dir hätte das Messer gehört, hat der Vater immer erzählt.“

Der Knecht sprang auf ihn ein.

Der Junge wendete sich fast unwillig und erst, als Josts Fäuste nach ihm griffen, zur Flucht. Seine nackten Füße sprangen leicht über die Stämme. Dann schwang er sich ohne große Eile über den niederen Holzhag, der den Werkplatz umgab.

Jost Muheim sah, daß er ihn nicht erreichte. Er kehrte mit einem Fluch auf seinen Platz zurück.

Moses blickte nicht rückwärts. Langsam, mit auf die Brust hängendem Kopf, als gehe er in tiefen Gedanken, strich er am Grashang hin. Nach einer Weile ließ er sich zu Boden und lag lange sinnend im Grase.

Der Säugknecht schimpfte eine Weile und versprach ihm eine gesalzene Strafe, wenn er ihn erst habe. Dann kehrten die beiden Werkleute an ihre Arbeit zurück.

„Haust Du ihn?“ fragte der kleine Joseph den Knecht noch.

„Und viel!“ gab dieser zurück.

Da blickte Joseph Lombardi nach seinem älteren Spielpartnern hinüber, und in seiner engen, kleinen Seele war jetzt Anger, daß Moses nicht herüberkam, damit er die Strafe hätte mitansiehen können, die jenem bevorstand. In seinem Gesicht aber leuchtete eine kindische Prahlucht. Seine Haltung schien sagen zu wollen: Komm mir, du! Unser Knecht, der wird dir schon heimsuchen!

Die feine Angelina hatte schweigend bei Seite gestanden. Sie entfernte sich unmerklich, Schritt für Schritt schlendernd, von den Männern. Gemächlich stieg sie über die Stämme am Hang entlang und erreichte Moses. Eine Weile hielt sie dort neben dem Liegenden. Dann stand dieser auf, und beide kletterten die Anhöhe hinauf, bis sie außer Gehörbereich der andern kamen.

„Sie läuft ihm immer nach wie ein Hund,“ begehrte Jost Muheim auf, der dem Mädchen nachgeblickt hatte.

„Ich will es der Mutter schon sagen,“ versicherte eifrig der kleine Joseph. Er war ein Streber; ohne daß er es wußte, wollte er überall gut angesehen sein. So mißte er sich auch um des Knechtes Gunst. Und er machte seine Worte rasch wahr, wandte sich um und ging ins Haus.

Moses und Angelina zogen auf dem grünen Hügelrücken dem Bach entgegen toleinwärts. Ein braunes Dorf stand links über ihnen. Blauer Rauch stieg schimmernd und in geheimnisvoller Stille aus ein paar ungesittigen, verlotterten Hütten. Die Kinder schlenderten schweigend unten vorbei. Angelina hatte nichts zu dem Kameraden gesagt als: „Komm, laß uns in die Blumen gehen.“

Der Hügel, an dem die Kinder gingen, war steil, aber sie erkletterten ihn. Auf seiner andern

Seite senkte er sich nur wenig, eine neue Berghalde stieg dann an. So aus weichen, mattem grünen Hügeln, die vor den rauhen und düsteren Bergen lagen, bestand das ganze Land. Ein paar einzelne Bäume standen schlank und mit schimmernden Stämmen da und dort an den Erderhebungen. Manchmal reichte der an hellen Lärchen und dunklen Tannen gewachsenen Wald über die Hügel herab. Die Luft zitterte ob den Bäumen. Mücken und Schmetterlinge durchflogen sie mit blühenden Flügeln. Der Wind wehte Tannenduft über die Matten.

Die Kinder hielten im Schimmen an, wo der Hügel am freiesten war. Ihre schlanken Gestalten zeichneten sich scharf gegen die helle Luft. Sie sprachen noch immer nicht. Die Augen redet schwer von dem, was ihr Tuneres starbewegt. Fast unwillkürlich gingen sie in die Blumen, wie sie gesagt hatten, eines hierzu eines dorthin.

Es war die Zeit der Blumenblüte. Alle die seltenen Arten des Landes standen jetzt auf der Matte. Jedes suchte sich einen Strauß, seine Wege gehend, ohne des andern zu achten. Nach geraumer Zeit erst rief Angelina, die eine besondere dunkle und große Gentiane stehen sah Moses zu sich. Er kam; das weiße Gesicht trug einen mürrischen, verbitterten Ausdruck. Die kleine sah es und war begierig, ihn aufzuhellern. Sie ahnte, daß der Vorfall von vorhin in ihm nachwirkte, ja daß der Eindruck des ihm geschehenen Unrechtes sich, nachdem seine Gedanken Weile gehabt, sich mit ihm zu beschäftigen, noch vertieft hatte. So sehr sie noch ein Kind war, gab sie sich doch unbewußt Mühe, ihn auf andre Gedanken zu bringen. Endgültig fühlte sie sich mitschuldig an dem, was ihm böse geschehen war, und versuchte, ihn durch doppelte Freundlichkeit zu entschädigen.

Sie rührte die blaue Blume, über die sie gebückt stand, pflockte sie dann und reichte sie ihm. Dann ließ sie sich ins Gras nieder, plauderte unablässig und hieß ihn sich neben sie lehnen. Er gehorchte ihr mechanisch, achtete aber kaum auf das, was sie sagte. Sie jedoch fuhr fort zu sprechen, zeigte ihm die schimmernden Berge, die auf allen Seiten ihre weißen gewaltigen Häupter über die Hügel und Wälder erhoben, lachte über die drolligen Formen eines Mauches, der drunter aus einem Stamme qualte, und wußte so vielerlei zu sagen und zu scherzen, daß er unmerklich aus seinem Grölen geweckt wurde. Als sie ihm so nicht Ruhe ließ, rückte er die zornigen Augen auf sie und sagte: „Der Jost Muheim ist ein schlechter Hund!“

Sein Blick sprühte das aus, was, wäre er redseliger gewesen, sich in einem Schwatz zorniger und häßerfüllter Worte hätte Lust machen wollen. Es rann dabei ein Zittern durch seinen ganzen Körper und zeigte, wie sein Tunerste aufgewühlt war.

„Läßt ihn doch,“ sagte Angelina sanft. Es war ein wundervoller und stechender Gegensatz zwischen den beiden Kindern. Der sechzehnjährige Knabe, schlank, biegsam und vornehmig Buchs, hatte etwas an sich von den Feuern, das mühsam im Herde gehalten wird und jede Lücke sucht, um hindurchzuziehen. Doch hielt er selbst dieses Feuer in seiner Gewalt. Sein Wesen bewies, wie er mit sich stritt; es zeigte die Verschlossenheit eines Menschen, der viel mit sich selber zu tun hat. Die kleine Angelina war wie der glatte, klare Bach. Sie hatte helle Augen und weißblondes, in zwei sehr lange Zöpfe geflochtenes Haar. Rund von Gesicht und Gestalt, ging sie leicht durch die Wiesen, trat vorsichtig ins Gras, um keine Blume zu zerstören, und die sie pflockte, fasste sie mit unbewußter, liebevoller Sorgfalt. Es war alles Liebe an ihr und Stille. Kein Mensch war ihr in ihrem kurzen Leben je gram gewesen, denn sie hatte keine Unart an sich und tat mit einem angeborenen Geschick das, was jedermann gesie-

oder doch niemand im Wege war. Während sie sonst wenig sprach, plauderte sie jetzt nur in dem unwillkürlichen Empfinden, daß sie den Stammenden von dem ablenken müsse, was ihm geschehen war und was er dachte. Sie war zu jung, um mit ihm von dem Geschehnis selbst oder seinen Gefühlen handeln zu können. Sie hatte nur den Schrägblick des Kindes für die Bedrägnis des Nächsten und das Bedürfnis, mit gegen den Bekränkten zu sein.

Allmählich ließ Moses sich ablenken. Er wurde, während er in seinem Zorn eingesponnen darüber gesunken und bisher hier gegangen war, nach und nach auf seine Gefährtin ausserhand. Dabei überlief ihn, wie schon oft in ihrer Gesellschaft, ein Gefühl der Verlegenheit, die sich unwillkürlich um, ob niemand in der Nähe sei. Die kleine Angelina war ihm lieb, er suchte sie oft auf. Dennoch aber hatte er den volligen Knabenhumor, der sich nicht gern vor andern in Gesellschaft kleiner Mädchen zeigt. Moses' eigentlicher Kamerad war Angelinas Bruder Joseph. Nur gefiel ihm der von Jahr zu Jahr weniger, wie die kleine von Tag zu Tag besser. Zusammengebracht wurde er mit den Kindern von der Säge durch den Unstand, daß seiner Mutter kleines, rauchschwarzes, zerstümmeltes Haus, das der Säge gegenüber stand, die einzige Nachbarschaft derselben bildete.

„Warum bist Du eigentlich heute gekommen?“ fragte Angelina, als sie sah, daß er auf sie achtete. „Es ist doch Werktag.“

„Ich habe nichts zu tun,“ gab Moses oben hin zurück. Er schien nicht zu wissen, ob er dem Kind Antwort schulde oder nicht.

„Bist Du denn nicht mehr bei Peretti, dem Bäcker?“ fragte Angelina weiter.

Er schüttelte den Kopf.

Die kleine wollte den Grund wissen.

Daraus erzählte er mehr für sich selber als für das Kind: „Ich hatte mich beim Brotaustragen verrechnet und brachte zwanzig Rappen zu wenig heim. Da wurde der Bäcker zornig und sagte: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Hat der Vater im Buchthaus gehaust, wird der Sohn auch hinein wollen.“ So bin ich ihm davongelaufen.“

Angelina wußte nichts zu erwidern. Des Moses Worte machten sie traurig. Weshalb, konnte sie nicht sagen. Warum waren alle Leute böse mit jenem? Er tat im Grunde niemand etwas zuleid, wenn er auch leicht zornig wurde.

Einen Augenblick saß sie ganz stumm und wendete den Kopf nach dem Kameraden um, ihn von der Seite betrachtend. Er starnte vor sich hin ins Leere. Sein Gesicht war so hell wie der schöne glatte Marmor, den man zu Mariels brach, und sein rotes Haar warf einen Schein hinein. Seine Augen hatten aber nicht mehr einen zornigen, sondern einen halb traurigen, halb sehnüchtligen Ausdruck, als dächte er das selbe wie die kleine Angelina: Warum mögen dich die Leute nicht?

Angelinas Herz wölkte über. Eine natürliche Drang zu liebvoller Anschmiebung brach sich Bahn. Sie rückte ganz nahe an den großen Knaben heran und langte mit den Armen nach seinem Halse. Er litt es zuerst, achtete nicht darauf. Dann fuhr er auf und wehrte sie ab. Er wurde über und über rot. Aber sogleich schien er sich zu erinnern, daß die kleine Tochter verdiente. Er sah sie freundlich an und sagte, sich erhebend: „Zeigt gehen wir.“ Er gab ihr die Hand, nahm seine und ihre Blumen auf und hob an, mit ihr über den Hügel niederzusteigen.

Er führte sie sorglich, denn der Weg war glatt. Sie kam wieder ins Plaudern, und manchmal gab er ihr freundlich Bescheid. Aber als sie im Sehbereich der Säge waren, schickte er sie allein auf dieselbe zu. Er selbst umging sie in einem weiten Bogen. Es war etwas von der trockigen Furcht des geschlagenen Hundes in seinem Wesen, während er das tat.

Das Haus seiner Mutter, das Moses nachher gewann, stand an der Straße, jedoch so, als ob es sich sorgsam hinter dieselbe ducke. Es ragte nur mit dem schwarzen schlechten Schindeldach über dieselbe hinaus. Ein paar enggetretene Stufen führten zu seinem Eingang, der nur eine dunkle Öffnung war. Die Tür hatte man längst ausgebängt, falls eine solche überhaupt je dagewesen. (Fortsetzung folgt.)

Zahnverderbnis und rationelle Ernährung.

Von A. Dallmann.

Sie eigenartige, fast isolierte Stellung, die die Zahnbekunde bis vor noch nicht zu langer Zeit unter den übrigen Zweigen der Medizin einnahm, ist vielleicht die Folge jener fast überwundenen naiven medizinischen Ansicht, die zwischen den Zähnen und dem übrigen Organismus keinen oder nur einen sehr lockeren Zusammenhang sah. Wir wissen heute, daß zwischen den Erkrankungen der Zähne und denen der angrenzenden Organe, Auge, Ohr, Nase, Hals usw. Zusammenhänge bestehen, die durch die anatomischen Verhältnisse gegeben sind und den organischen Zusammenhang zwischen dem Kauorgan und den benachbarten Organen deutlich erkennen lassen. Dieser Zusammenhang ist so innig, daß sowohl Erkrankungen der Zähne an den benachbarten Organen pathologische Erscheinungen auslösen, als auch umgekehrt Erkrankungen dieser, sowie auch entfernt liegender Organe zu solchen der Zähne Veranlassung geben können.

Naturgemäß sind die Beziehungen zwischen solchen Organen am innigsten, deren Zusammenwirken eine bestimmte physiologische Funktion hervorruft und bestimmt ist. Es besteht daher ein nachweisbarer Zusammenhang zwischen den Organen der Verdauung und dem Gebiß, das ja einen, und zwar nicht unwesentlichen, Teil des Verdauungsorgans darstellt. Die Beziehungen sind auch hier wechselseitige; ebenso wie der Gesundheitszustand der Zähne die Verdauung beeinflußt, so können auch krankhafte Störungen des Magens und des Darms solche an den Zähnen herbeiführen. Das letztere ist beispielsweise häufig der Fall bei fieberhaften Affektionen des Magens, bei welchen die abnormalen Nahrungsorgänge im Magen saures Ausschlachten oder Erbrechen saurer Stoffe hervorrufen, das wiederum an den Zähnen die Entstehung der Caries bewirkt oder, wenn diese schon vorhanden ist, ihre Entwicklung beschleunigt. Auf exaktem Funktionieren der Verdauungsorgane beruht die Ernährung der Organe, auch die der Zähne.

Für die Ernährung der Zähne handelt es sich darum, die zu ihrem Aufbau nötigen Salze, aus denen sie in der Hauptzache bestehen, herbeizuschaffen. Geschieht das längere Zeit hindurch nicht in genügendem Maße, so wird ihre Struktur soweit verändert, daß sie der Zahnsäule nur geringen Widerstand zu leisten vermögen und in kürzerer oder längerer Zeit ihrem Ansturm erliegen. Freilich darf nicht übersehen werden, daß beim erwachsenen Individuum, dessen Zahnernährung während der Entwicklungs- und Wachstumsperiode keine Störung erlitten, und das daher normal gebildete Zahne hat, die Ernährungsstörungen schon intensive und dann endgültig sein müssen, um eine krankmachende Wirkung entfalten zu können. Daß aber immerhin schon physiologische Veränderungen des Körpers genügen, um eine solche Wirkung auszulösen, zeigt z. B. der Vorgang bei der Schwangerschaft. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Frauen während dieser Zeit sowohl häufig an Zahnschmerzen leiden als auch über die sich stetig verschlechternde Qualität der Zähne sich zu beklagen haben.

Die Ursache dieser Erscheinungen liegt hauptsächlich in der veränderten Blutzirkulation während dieser Zeit, durch die die normale Blutzufuhr zu den Zähnen beeinträchtigt wird. Auf der anderen Seite muß der Umstand berücksichtigt werden, daß zum Aufbau des in der Entwicklung begriffenen kindlichen Organismus, besonders der Knochen und Zahngesetze desselben, recht erhebliche Mengen von Kalksalzen benötigt werden. Diese entnimmt die Natur dem mütterlichen Organismus überall da, wo sie ihr zur Verfügung stehen. So werden durch die Blutbahn die Zähne der Mutter eines Kindes ihrer Kalksalze beraubt, um zum Aufbau der Armut verwendet zu werden. Die jetzt fallsalzarmen Zähne werden, wie das vorhin schon angedeutet wurde, nun leicht der Zahnsäule erliegen, dies um so leichter, als während dieser Zeit auch noch fast stets Verdauungsstörungen ihren trautnachenden Einfluss auf den Zähnen geltend machen.

Weit häarter als beim Erwachsenen zeigt sich der Einfluß der Ernährung auf die Zähne, wenn deren Entwicklung noch nicht abgeschlossen ist, also in der ersten Kindheit und in der Zeit vor der Geburt. Am letzten sollte besonders müssen alle Verdauungsstörungen, die den mütterlichen Organismus treffen, auch an den Zähnen des in der Bildung begriffenen neuen Organismus ihre Spuren hinterlassen. Sind die zum Aufbau nötigen Kalksalze im Körper der Mutter nicht in genügender Menge vorhanden, so werden wir jene den Zahnrätsen fallsalzarmen Zahnsäulen entstehen sehen, die von der Zahnsäule sehr bald nach dem Durchbruch vernichtet werden. Wir sehen, dasselben Ursachen entspringend, diesen Zustand nur allzu häufig verursacht mit Bildungsfehlern der Kiefer und Unregelmäßigkeiten der Zahnposition, die nach dem Durchbruch der Zähne das Auftreten der Zahnsäule in jeder Weise begünstigen.

Wie stark der Einfluß derartiger Ernährungsstörungen in den ersten Lebensjahren auf die Beschaffenheit der Zähne ist, beweisen vor allem die an Skrophulose und Rhachitis leidenden Kinder. Hier sehen wir, der mangelsaften Ernährung zufolge, den gesamten Zahnbauungsprozeß ungewöhnlich spät einzutreten und sich übermäßig lange hinziehen. Auch die sonst übliche Regelmäßigkeit im Durchbruch der einzelnen Zahngesetze wird hier fast nie eingehalten. Diese Unregelmäßigkeit ist so typisch, daß sie allein schon, selbst beim Zeihen aller anderen Symptome, zur Stellung der Diagnose Rhachitis ausreicht. Die Zähne, die in den Kiefern solcher Kinder erscheinen, haben die bekannte bläulich-weiße, matte Farbe, sie zeigen eine wenig harte, bröcklige Struktur und lieben den auf sie eindringenden ätzlichen Schädlichkeiten nur geringen Widerstand entgegen. Es kann freilich noch nicht mit Sicherheit als erwiesen gelten, daß auch an den bleibenden Zähnen solcher Individuen, die ja erst viel später erscheinen, sich noch die Folgeerscheinungen dieser Ernährungsstörungen bemerkbar machen. Man ist heute aber doch zu der Annahme geneigt, daß das tatsächlich der Fall ist. Die Wahrscheinlichkeit ist doch zu groß, daß eine so intensive Ernährungsstörung, die das ganze Skelett in Mitteidenschaft zieht, auch die Versalzung der bleibenden Zähne beeinträchtigt. Zedenfalls wird man sich, wenn man die häufig an bleibenden Zähnen sich zeigenden Schmelzdefekte, auch manche Unregelmäßigkeiten in der Stellung der Zähne und Kiefer, auf früher überstandene Rhachitis zurückführen, selten täuschen.

Ob man diese Ernährungsstörung dadurch günstig beeinflussen kann, daß man dem mütterlichen Organismus während der Schwangerschaftsperiode resp. dem Kinde, bei dem die Versalzung auf Skrophulose oder Rhachitis auftritt, systematisch Kalksalze oder stark kalkhaltige Nahrungsmittel zuführt, darüber sind

die Zähne noch nicht abgebildeten; doch darf man nicht vergessen, daß man auf diesem Wege zu beträchtlichen Erfolgen kommen wird. Es ist faszinierend durch die Art der Ernährung die Qualität der Zähne beeinflusst wird, ist außer Zweck. Es handelt sich nun darum, sich dieses Ergebnis nutzbar zu machen und es praktisch zu verwerten.

So kann nun gleich gezeigt werden, daß die Zahnbefähigung sich mit dieser Kräfte bisher wenig beschäftigt hat, obwohl sie von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Die ersten systematischen Untersuchungen nach dieser Richtung hin, die von dem Zahnarzt Dr. Stehr Roemond an einem reichhaltigen Menschenmaterial ausgeführt worden sind, haben das interessante Ergebnis gehabt, daß zur Ausbildung guter, zufriedener, kräftiger Zähne dieselbe Ernährungsweise erforderlich ist, die vom Standpunkt der Allgemeinmedizin aus heute als die rationelle gilt. Es hat sich gezeigt, daß die vorwiegend vegetabilische Ernährung mit geringem Fleischzehr für den Aufbau des Knochengerüstes und der Zähne am vorteilhaftesten ist. Prot., Käsefriküte, Mehlspeisen, Kartoffeln und Getreide sind die Nahrungsmittel, die der verbüllt unermöglich besten Ausbildung der Zähne dienen. Auch die Quantität der Nahrung spielt eine Rolle, insoweit als systematische Überernährung, besonders auch mit Fleischspeisen, Rhachitis hervorruft, die wiederum die schon erwähnten ungünstigen Einflüsse auf die Zähne ausübt. Dr. Stehr ist der Meinung, daß durch die in dieser Weise qualitativ und quantitativ geregelte Diät selbst schon zum Ausbruch kommene rhachitische Krankheitsscheinungen zum Stillstand gebracht werden können.

Er erblickt in dieser Ernährungsweise das beste Mittel, der heute so übermäßig verbreiteten Zahnerkrankung Herr zu werden, indem durch die vorwiegend vegetabilische Ernährung Zähne und Kieferknochen kräftiger und widerstandsfähiger gebildet werden.

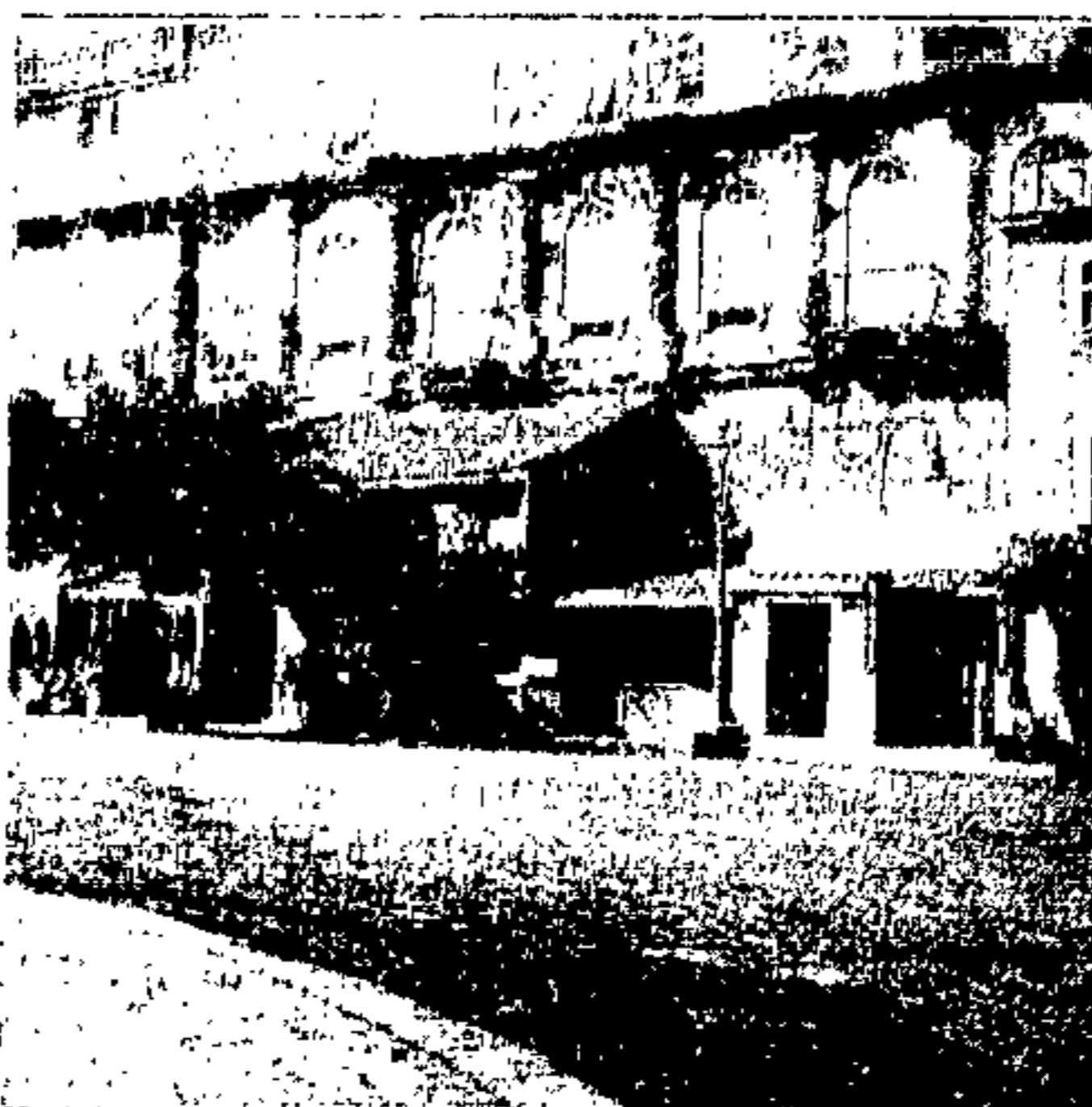
Es ist, besonders da die moderne Kinderernährung denselben Prinzipien huldigt, durchaus empfehlenswert, zur Erzielung besserer Zähne bei der Jugend diese Ernährungsweise systematisch zu folgen. Es kommt aber noch ein Umstand hinzu, der zu ihrer bevorzugung führen sollte. Die Nahrungsmittel üben nicht nur dadurch einen Einfluß auf die Qualität der Zähne aus, daß ihre chemischen Bestandteile ihnen durch die Blutbahn zugeführt und zu ihrem Aufbau verwendet werden — schon ihre äußere Berührung mit den Zähnen, die ja wie Mühlsteine die Nahrung zerkleinern, ist von Bedeutung. Mit kurzen Worten: sowohl die Nahrungsmstoffe selbst als auch die Art ihrer Zubereitung üben ihre Wirkung auf die Zähne aus. Da ist es vor allem das harte Landbrot, das man leider auch auf dem Lande heute nur noch selten findet, das eine reinigende, scherende Wirkung auf die Zähne ausübt und diese — gleich einer Zahnbürste — von dem schmutzigen Belag reinigt, der zäh zwischen den Zähnen sitzt und den günstigsten Nährboden für die Entstehung der Zahnerkrankung bildet. Als ich vor einigen Jahren in einem kleinen Landhäuschen zahnärztliche Tätigkeit ausübte, passierte es mehr als einmal, daß ein Bäuerlein mit zwei Reihen prachtvoller Zähne im Munde, dem ich meine Freude über ein derortiges Gebiß ausdrückte, schlaukäselnd beteuerte: er hätte auch noch nie eine Zahnbürste benutzt. Innerlich war er dabei fest davon überzeugt, daß er damit der ganzen modernen Zahnbefähigung, die die Benutzung der Zahnbürste als unbedingt nötig propagiert, den Todesstoß versetzt habe. Der gute Mann ahnt aber nicht, daß er mit seinem guten harten Roggenbrot nicht einmal, sondern vielmals am Tage die Zahnbürste benutzt!

Wie stark die Zubereitungsart der Speisen, überhaupt die veränderte Lebensweise, auf die

Zähne einwirkt, erhellt auch aus der Erfahrung, daß beispielweise Leprosen, die vom Lande in die Stadt verpfanzt werden, in unerwartig kurzer Zeit eine Verschlechterung ihrer Zähne beobachten. Sie hente bei den Kulturbölkern übliche fast bizarre Zubereitung der Speisen macht die Reinigung der Zähne leider viel zu sehr entbehrlieb. Die Musteln des gesamten Kauapparates werben zu wenig in Anspruch genommen, als daß eine fröhliche Ausbildung des Kiefergerüstes ermöglicht werden könnte. Hier hat eine vernünftige Kindererziehung einzusetzen! Die Kinder müssen angehalten werden, die Masse des Brotes gehörig zu zerkleinern und nicht, wie das vielfach geschieht, ihre Zähne zu „schonen“. Käsefriküte müssen mit den Zähnen zermahlen werden, denn dadurch werden ihre für den Körper nutzbaren Bestandteile überhaupt erst wirksam. Und die Rautätigkeit selbst löst das Blut in den Blutgefäßen der Zähne regelhaft aus und bewirkt deren fröhliche Ernährung.

Es kommt also auch nicht bloß darauf an, was man isst, sondern auch dorans, wie man isst. Die Wahrheit des alten Wortes „gut gesaut, ist halb verdaut“, ist auch noch für unsere heutige Zeit in Geltung.

Der Wert all dieser Ernährungs- und Essmethoden ist schließlich nicht mit der Einwendung zu widerlegen, daß trotz der peinlichsten



Ein Stück Diokletian-Palast in Spalato.

Befolgung dieser Vorschriften bei manchen Individuen die Zähne dem Zerfall unrettbar verloren sind. Wo ungünstige ererbte Anlagen vorhanden sind, kann der praktische Wert dieser Methode schließlich nur ein beschränkter sein. Hier handelt es sich darum, vom Mutterleibe an die Ernährung zu regeln und in der allerersten Kindheit die schädlichen Einflüsse fernzuhalten oder zu paralyseren. In diesen Fällen werden sich Erfolge erzielen lassen, deren Möglichkeiten heute noch kaum geahnt werden.



Aus dem alten Mykenae.

Von Hannah Dorsch.

Sie argolische Ebene in Griechenland, die so manche Stätte einer uralt, reichen Kultur in sich birgt, zieht, an den Meerbusen von Nauplia sich anschließend, in der Richtung von Südosten nach Nordwesten. Rechts und links ist das Gelände von Höhenzügen eingeschlossen; nach Norden zu erhebt es sich. Am Nordosten, ganz zwischen Hügeln und Berggruppen eingebettet, liegt das alte, hochberühmte Mykenae. Wie die „Lagerstätte eines Raubtieres“, so kennzeichnet einer unserer Dichter die besondere Lage dieses alten Ortes. Der Wanderer, welcher, von Nauplia über Argos

herkommend, sich nähere, erblickte Mykenae nicht, bis er unmittelbar davor stand.

Man unterscheidet in dem alten Mykenae, dessen reiche Schätze uns durch die Ausgrabungen Schliemanns zugänglich gemacht worden sind, zwei Teile: die Unterstadt und die Königsburg. Zu der Unterstadt fällt sofort ein großer, ungewöhnlicher Bau in die Augen: das sogenannte „Schatzhaus des Atreus“. Durch einen in Felsen gehauenen Gang tritt man ein und stößt am Schluss desselben auf die Überreste eines Tores, an denen besonders der ganz riesenhafte Lagerstein über den Pfeilern aufsässt. Sechsundzwanzig Kubikmeter soll er enthalten; man staunt nur, mit welchen Transportmitteln er eins dort hinaufgeschafft werden mög. Und doch! Die Messungen, welche von verschiedenen Forschern angestellt, übereinstimmende Resultate gegeben haben, lassen keinen Zweifel an der Mächtigkeit der Massangabe.

Durch das Tor eintretend, gelangt man in einen ungeheuren Raum, und stuppelbon von 15 Metern Durchmesser und ebensoviel Höhe nach. Überhalb der gerade ansteigenden Wände ist der Fels in weiten, nach oben sich verjüngenden Ringen ausgehauen, bis der fünfzehnte dieser Ringe den Schluss bildet und die Stuppel schließt. Rechts führt aus dem Rundgemölbe eine Tür in ein Seitengemach, das ebenfalls in den Fels eingebauen ist. Schliemann fand dasselbe, als er eindrang, leider leer; es war schon in früheren Zeiten durchwühlt worden doch bot es dem Suchenden noch immerhin eine Menge von Kleinodien, von hohem Interesse.

Unter allen Umständen ist dieses Gemölbe, welches eine Lagerstätte barg, als eine Grabsammer anzusprechen; und wenn auch nicht gerade König Atreus dort begraben sein mag so doch gewiß irgendeine hochgestellte, vornehme Persönlichkeit; die vorgefundene Reste der Kleinodien beweisen das. Zu der Gegend von Mykenae selbst nennt der Volksmund den alten Bau: das Grabmal des Agamemnon.

Wichtiger für den Forscher, als die nur spärlichen Reste des Inhalts sind an diesem Bau die Überreste des Fassadenreiches. Die einzelnen ausgehauenen Steinplatten desselben sind mit Bronzenägeln befestigt gewesen. Deutliche Spuren davon, sowie auch Bronzenägel selbst in Menge fanden sich am Orte.

In der Nähe des eben beschriebenen Baues befindet sich ein zweiter, ganz ähnlicher, den man „das Schatzhaus der Frau Schliemann“ genannt hat; es war nämlich Frau Sophie Schliemann, welche hier ihre Ausgrabungen machte. Sie fand die Anlage und Einrichtung dieses zweiten Begräbnishauses fast genau wie beim ersten, nur war alles kleiner und einfacher gehalten und mit weniger Schmuck ausgestattet. Zedenfalls begrub man hier seinerzeit einen „weniger Vornehmen“.

Wenige Schritte nur von diesen zwei Schatz- oder Grabhäusern entfernt führt uns das „Löwentor“ (das unsere Abbildung zeigt) zur Königsburg. Der Name Löwentor röhrt her von den beiden noch leidlich gut erhaltenen Löwen, welche oberhalb des Sturzsteines die Wacht halten. Die Körper der Ungetüme, in Stein gehauen, sind ziemlich intakt, die Köpfe indessen fehlen; es läßt sich jedoch noch mit Bestimmtheit nachweisen, daß dieselben aus Bronze waren, und mit Bronzenägeln an den Stein befestigt.

Entgegen dem bei den alten Vauten gewöhnlich geübten Gebrauch ist dieses Löwentor derart angelegt, daß der Eintretende die linke, schildbewehrte Hand, bevor er das Tor selbst erreicht hatte, nicht der freien, dem Feinde ausgesetzten Seite, sondern der Burg-Umfassungsmauer zugewandt hielt. Jedoch sorgt ein gegenüber dem Tore angelegter fester Turm für gegenwärtigen Schutz der eintretenden oder heimkehrenden Scharen auch von der zweiten Seite her.

Die Pfeilern des Löwentores sind zum Teil noch erhalten, die Befestigungsstellen für die Torsflügel darin noch zu erkennen. Der Türsturzstein ist 5 Meter lang, 2,5 Meter breit und 2,5 Meter tief. Eintritt durch das mächtige Tor bemerkt man sofort im Innern der ganzen Anlage zwei deutlich voneinander geschiedene Teile: links hat man den eigentlichen königlichen Palast, und rechts eine ganz eigentümliche Stätte, die man als „das Gräberrund“ bezeichnet hat. Bei seiner Ausfindung wurde dieser merkwürdige Platz als die Begräbnisstätte der Könige von Mykenae angeprochen, doch scheint es, daß man sich hier vorzeitiger Schlässe noch enthalten sollte. Allerdings weist das „Gräberrund“ eine Reihe von Grabstätten auf; fünf davon finden sich innerhalb, und ein sechstes außerhalb der Mauer. Es sind Schachtgräber. Eine Umgebung von im Kreise aufgestellten Steinen birgt eine Art Altar, und darunter liegen, in einer Tiefe von mehreren Metern, die alten Gräber. Bei einer Betrachtung der fünf inneren Grabpläne fällt sogleich eine große Ähnlichkeit zwischen dem ersten und dem dritten ins Auge. Zedes der beiden birgt drei Leichen, die alle derart gelegt sind, daß die Köpfe nach Osten und die Füße nach Westen ragen. Der Größe der vorgefundenen Skelette läßt nach zu urtheilen, gehörten dieselben zwei Erwachsenen und einem Kinde an; eine Größenmessung der Überreste im ersten Grab ergibt überdies, daß die Leichen weiblichen Geschlechtes gewesen sein müssen, dafür spricht auch die ungeheure Menge eigentümlichen Schmuckes, die man dort fand.

Die Tiefe der beiden Gräber beträgt im ganzen 25 Meter. Während nun die drei eben erwähnten Leichen im dritten Grab am Brunde desselben bestattet worden waren, fanden sich 10 Meter höher, also in nur 15 Meter Tiefe noch eine Reihe weiterer Skelette. Es mögen dieselben von Sklaven herrühren, die man beim Begräbnisse der dort beerdigten Vorhaben „zur größeren Ehre derselben“ geschlachtet und mit ihren Herren zusammen bestattet hat.

Zwei Grabstätten, von denen wir eben sprechen, waren bei ihrer Entdeckung überreich an kostbarem Schmuck aller Art. Die Ruhe-

lager selbst waren mit Gold geradezu überlastet; ganze Mengen Goldes bedeckten den Boden. Von hervorragendem Interesse waren eine Anzahl prächtiger Diademe; das erste der Gräber wies z. B. drei solche auf, die wahre Prachtstücke ihrer Art darstellen. Sie sind aus purem Gold, mit reicher Ornamentik verziert, mit getriebenen Ringen, Buckeln und mit sehr feiner Arbeit aus Goldfiligran. Andere Stücke von ganz ähnlicher Form wie die Diademe tragen an den Seiten kleine Löcher, die mit kleinen Goldschmieden durchzogen sind. Vielleicht dienten sie als Brustschmuck und wurden aufgehängt,

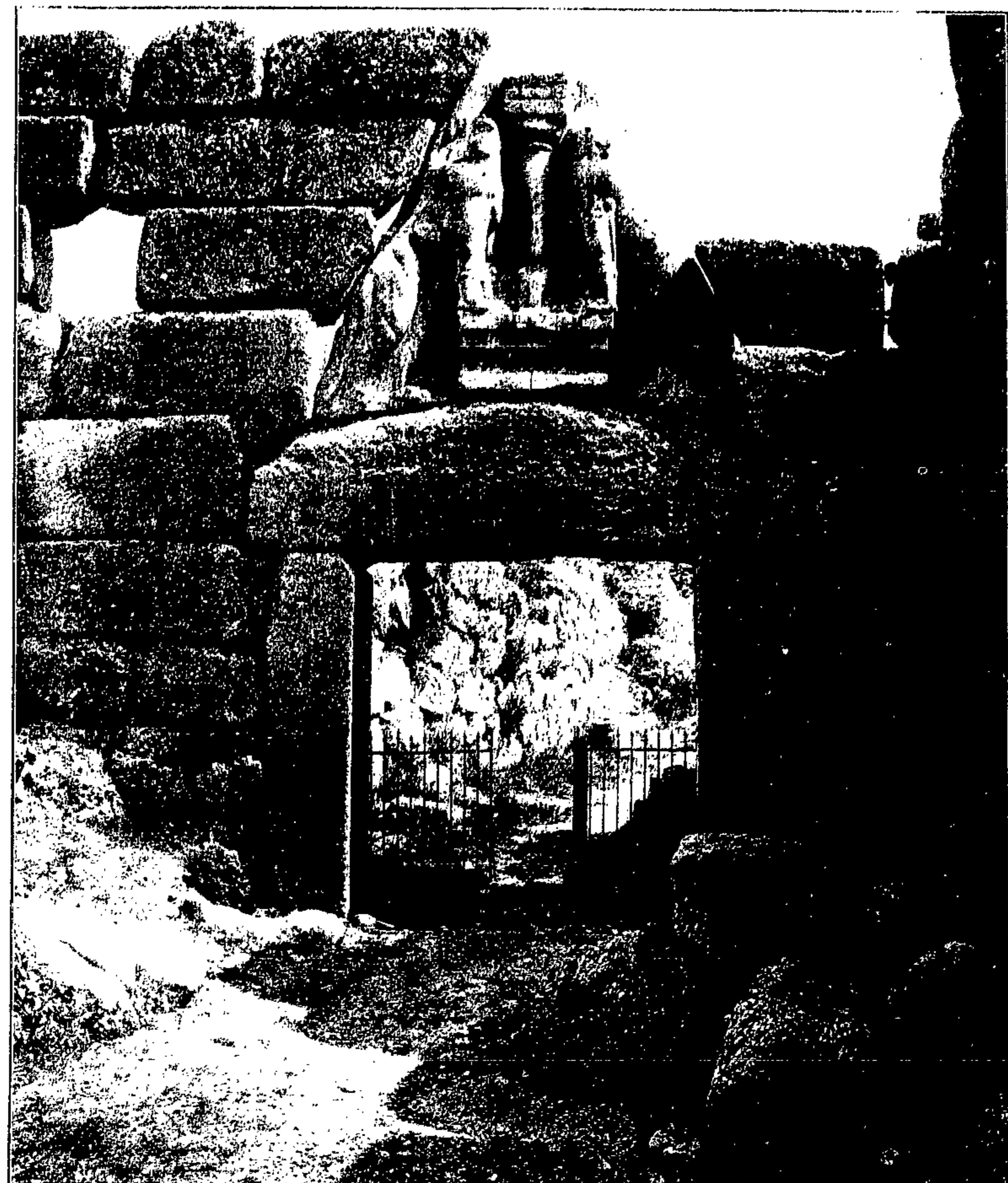
beide reich geziert. Aller Goldreichtum noch übertreffen diejenigen als Gewandschmuck; sie waren meistwendig ausweite am den Stoß nur eingetaucht oder gelitten; es findet sich nämlich an ihnen keine Spur von Löchern zum Anhängen oder von Löchern zu sonstiger Verfestigung.

Gefäße in sehr großer Zahl enthielt besonders das erste Grab. Da waren Urnen aus Glas und aus Email, und in den verschiedensten Formen, flaschenförmig zugelförmig, mit Deckel und ohne Deckel. Sie sind zum Teil prächtig bemalt, und zwar ein Teil mit glänzenden, geschnittenen Farben, der andere Teil mattfarbig, zart und hell angestont. Sie sind mit Linien, Punkten, Spiralen geziert, oder auch mit Tierornamenten; vor allem beliebt sind hier als malerische Schnüre aus der Tierwelt des Meeres: Tentakel, Zepier kommen sehr häufig vor. Da sind tierne Adole (Gebenbilder) aus gebrauchtem Ton, ebenfalls mattfarbig oder glänzend bemalt; da sind einfache Bronzemesser und Hobelstieläsel, wie man sie auch in ägyptischen Grabstätten angetroffen.

Am dritten Grab, welches an Gold ganz besonders reich ist, während das erste mehr Gefäße enthält, fand man etwa 700 Stück runder Goldbleche mit Verzierungen in feinstter Arbeit, ferner eine Menge mannigfaltigster Figuren, ebenfalls aus Goldblech: Hirsche, Breite, Stabentiere, Sphinxen. Ein kleines, weibliches Göttchenbildnis hat man wohl nicht mit Unrecht als das Bild der phönizischen Göttin Aslata angesprochen; die in Be-

gleitung dieser Göttin stets abgebildeten Tauben finden sich auch hier. Sehr interessant war, ebenfalls im dritten Grab, ein kleines Tempelchen aus Gold, auch mit Tauben geschmückt. Es ist, als Nachbildung, sehr gut und deutlich gearbeitet; Auflage und Fassade ist aus bester zu erkennen, und unter dem eigentlichen Bau sind durch Eindrücke im Golde die einzelnen Blöcke des Quaderwerks im Fundamente deutlich erkennbar gemacht.

Noch viel mehr barg diese reiche Schatzkammer. Man entnahm ihr Ummengen von Schmuckknödeln für Haar und Gewand, Ohrringe in feinstter und zierlichster Arbeit, Hunderte von Perlen aus Glas, Bergkristall und



Löwentor in Mykenae.

wie man das an ägyptischen Figuren auch gefunden hat. Andere dieser Diademe weisen an Goldschmieden hängende dreieckige Goldplättchen auf. Neben ihre Bedeutung als Kopfschmuck ist man insofern mit Sicherheit orientiert worden, als Schliemann eine Anzahl solcher Stücke in unmittelbarer Nähe von Schädelknöchen fand; ja, eines derselben war sogar an einem Schädelknöchen noch festgelebt.

Eine Unmenge anderer Schmuckes ist neben diesen kostbaren Diademen den Grabstätten entnommen worden; so enthielt das dritte Grab eine Reihe sonderbarer Krempe, aus vier aneinandergelegten Lorbeerblättern von Gold geblendet, und mit Filigran und getriebener Ar-

Bernstein. Und merkwürdigerweise ist dieser hier in den griechischen Grabstätten ruhende Bernstein nach sachverständiger Prüfung als nordischer gekennzeichnet worden; er entstammt also nicht den sizilianischen Gewässern, sondern unserer Ostsee. Man kann diese beiden Arten des vorkommenden Bernsteins nämlich genau unterscheiden; der nordische Bernstein enthält 3 bis 7 Proz. Bernsteinäure, während man in denselben der sizilianischen Meere niemals mehr als ½ Proz. gefunden hat. Eine Untersuchung in dieser Richtung lärt uns also mit vollster Sicherheit über die Herkunft eines Bernsteinstückes auf.

Besondere Beachtung in der reichen Menge der kostbaren verdienst auch eine Anzahl von Siegelringen. Sie sind aus Gold, gut gearbeitet, und tragen einen Stein mit eingeschnittenen Figuren oder ganzen Szenen. Da zeigt uns einer derselben den Kampf eines Menschen mit einem Löwen; das Tier legt die mächtige Faust auf das vorgestreckte Knie des Jägers, welcher seinerseits den Speer in der erhobenen Rechten zückt. Ein anderer trägt abgebildet den Zweikampf zweier Recken; der eine, schon niedergesunken, sucht mit dem Schilde sich zu decken, während der zweite, über diesen Schilde hinweg eben zum tödlichen Stoß ansetzt. Ein dritter Ring zeigt auf seinem Stein einen Löwen im Sprung. Alle Figuren sind gut und durchaus kenntlich und in richtigen Proportionen abgebildet. Als besondere Merkwürdigkeit sei noch erwähnt, daß man in verschiedenen der Gräber goldene Wagschalen gefunden hat, nebst goldenen Waagebalken und seinen goldenen Schnüren zum Aufhängen.

Das zweite Grab enthielt nur eine einzige Leiche; beigegebene Waffen kennzeichnen sie als eine männliche. Ihr zur Seite standen ein prächtig gearbeiteter gehenkelter Goldbecher und zwei Vasen aus sogenanntem ägyptischen Porzellan, d. i. ein feiner, gut geschlemmter und gut gebrannter Thon; eine der letzteren ist unten durchlocht, als habe sie zum Trichter gedient. Beide Vasen sind bemalt, die erste mit rotbraunem, leuchtendem Firnis auf gelbem Grunde, die andere mit violetter Farbe zart angetönt. Da somit die Firnis- und die Mattmalerei zugleich in den gleichen Fundstätten vorkommt, so kann die Verschiedenheit der Malweise nicht, wie man früher annahm, als absolutes Merkzeichen für das unterschiedliche Alter der Fundobjekte gelten.

Ebenso reich mit Schäßen aller Art ausgestattet, wie das dritte und erste Grab, ist auch das vierte. Es hat eine Größe von 3,75 zu 4 Metern; da aber seine Mauer ringsherum nach innen um 1,20 Meter in den lichten Raum vorspringt, so ist der eigentliche Innenraum doch verhältnismäßig klein. Fünf Leichen birgt diese Grabkammer; drei von ihnen liegen in der Richtung von Westen nach Osten, die andern zwei von Süden nach Norden. Schmuck und Waffen verkünden, daß hier Männer und Frauen zugleich bestattet wurden: man fand neben Diademen, Armbändern, Haar- und Schmucknadeln, Bernsteinperlen und Ringen auch 20 Bronzeschwerter und Lanzen. Eine derselben zeichnet sich aus durch die kunstvolle Meißelarbeit auf ihrer Klinge, eine Jagdszene darstellend. — Am Südende des Grabraumes stand eine Menge von Lüpferschädeln; der mittelste von ihnen enthält etwa 100 mit Goldblech überzogene Knöpfe aus Knochen, und ferner einen eigenartlichen Stierkopf, dessen Hörner, aus reinem Golde bestehend, aufgesetzt waren. Wir haben hier das fröhlichste Beispiel von Lötarbeit (um 1500 v. Chr.).

Von ganz hervorragendem Werte sind unter den Waffen die wunderbar gearbeiteten Dolche: Bronzeklingen mit schmaler Griffzunge und angesetztem Elsenbeingriff. Die Klingen sind mit Figuren und Szenen geschmückt, welche entweder Jagdstücke oder eigenartliche Sumpf-

landschaften darstellen, mit Papyrusstanden und fasanartigen Tieren. Eisen kommt in keinem der Gräber vor, hingegen Erzeugnisse aus der Steinzeit, mitten unter all den Bronzegegenständen; es sind dies 35 Pfeilspitzen aus Obsidian, einem wasserfreien Geolith, der hier als Stellvertreter des Hornsteins auftritt und auf der Insel Melos gefunden wurde.

Zu Händen der Leichen stand man 9 goldene Becher, teils mit flachem Boden, teils mit Fuß, teils mit Henkel versehen, auf denen goldene Tauben sitzen, wie wir solche schon als Symbol und Beigabe der phönizischen Göttin Astarte erwähnt haben. Interessant an diesen Bechern, wie überhaupt an den Fundstücken aus diesen Gräbern ist die Tatsache, daß dieselben

als Porträts angesprochen werden müssen. Das Goldblech, aus dem diese Masken bestehen, ist zu dick, als daß sie hätten direkt über das Gesicht gearbeitet werden können; man nimmt daher an, daß zuerst von dem Gesicht des Toten ein Modell in Holz hergestellt worden ist, über das dann die Goldmaske getrieben werden konnte. Solche Goldmasken, wie sie eben beschrieben wurden, tragen auch alle drei Leichen, die man im fünften Grabe fand. Unter der einen der Masken war das Fleisch des Gesichtes noch gut erhalten, zerstört aber natürlich wenige Minuten, nachdem es entblößt worden war; der Mund enthielt noch vollzählig alle 32 Zähne.

Auch hier stand man wieder ähnliche Schmuck- und Gebrauchsgegenstände, wie sie schon beschrieben wurden: Alabastervasen, Gold- und Silberbecher, goldene Blätter mit Reliefsarbeit, goldene Doppeladler, 7 große Kupferfessel und — als besondere Eigentümlichkeit — neben massenhaften Eberzähnen und Austernschalen ein natürliches Strausseier; dasselbe zerstört bei der Verührung, konnte aber mit Voricht wieder zusammengelegt werden. Noch nicht erwähnt wurden bis jetzt eine Anzahl hohler Goldröhren (vielleicht Szepter?), silberne Stier und Stuhlköpfe und ein sehr eigenartlich gesetztes Gefäß: ein hohler Hirsch aus Silber, mit Eingussöffnung versehen, der wohl einst als Kelchbehälter oder als Lampe gedient haben mag.

Endlich ist des sechsten Grabes noch zu bedenken; es liegt außerhalb der Mauer und wurde erst ein Jahr später entdeckt als die übrigen, von denen wir bisher redeten. Man war damals mit der Technik der Ausgrabung so wertvoller Schätze aus dem Erdinneren schon vertrauter, und es gelang, das ganze Grab, so wie es sich darbot, total anzuhoben; im Athénischen Museum ist es nun ausgestellt. Es enthält keine Gold- und Silbergefäße am Kopfende der Leiche, während die größeren Gegenstände, die kupfernen und tönernen Objekte zu Füßen derselben stehen.

Auf den andeutenden Schilderungen, die hier gemacht wurden, und die natürlich nicht im mindesten erschöpfend sein konnten, stellt sich jedenfalls mit Sicherheit das eine heraus, daß die Untersuchungen der wissenschaftlichen Altertumsforschung nicht eine müßige Spielerei, nicht ein Zeitvertreib faulenzender Reisender sind, sondern daß sie unermesslichen Wert haben für die Erforschung der Menschheitsgeschichte in größten Zügen. Rückwärtsgreifend verbindet uns die Archäologie mit frühen Vergangenheiten unseres Geschlechtes, deckt uns die Räuden mancher noch rätselhafter Zusammenhänge auf in dem großen Gewebe, das wir Geschichte und Entwicklung nennen. Sie zeigt uns, woher wir gekommen und welchen weiten Weg wir schon gewandert sind; indem sie uns die Vergangenheit erleuchtet und erkennt, weitet sie unseren Blick über das enge Betrachten des heutigen Tages hinaus. Aus den babylonischen und griechischen Grabstätten heraus, mit ihren treubewahrten Zeugen einer grauen Urzeit —

von den bedeutsamen Zentren einer hochentwickelten uralten Kultur —, von diesen Menschen einer frühen Vergangenheit, die, e in e s Wesens mit uns, auch gleich uns gestrebt, geschafft, gelernt, gesucht, gekämpft und gelitten haben, führt eine Linie des Fortschreitens, des mühsamen Ansteigens bis auf uns und unsere Gegenwart. Wir von heute, das Individuum wie auch die Gesellschaft, wir stehen nicht als isolierte Gebilde auf dem engumschriebenen, kleinen Raum des Heute. Das Leben der Gegenwart, so kompliziert und mannigfaltig in seinen Erscheinungsformen und Neuerungen, es ist nur eine vergängliche Welle im großen Strom der hinflutenden Menschheitsgeschichte. Unsere Zeit ist verknüpft mit allen Zeiten der Vergangenheit; sie wird durch sie erst erklärt und aus ihr erst verstanden. Kein menschliches Einzelwesen ist denkbar ohne seinen ursächlichen

Einige der Leichen im vierten Grabe waren mit goldenen Brustschilden bewehrt; sie kennzeichnen dadurch ihr männliches Geschlecht. Ihre Gesichter sind zum Teil mit goldenen Masken bedekt, diese kommen ebenfalls ausschließlich bei männlichen Leichen vor, welche, alle untereinander verschieden, also wohl

Zusammenhang mit denjenigen, die vor ihm auf dieser Erde lebten. --

Ebenso gewiß aber ist ein zweites: indem wir einerseits die Geschichte unseres Geschlechtes als eine Linie ohne Unterbrechung bis in ferne Urzeiten zurückverfolgen lernen, eröffnet sich uns gleichzeitig die Perspektive der Weiterführung dieser Geschichte bis ins Unendliche der Zukunft. So wie wir durch mächtige Zusammenhänge mit dem Gewesenen verknüpft sind, so tragen wir auch das Kommende schon in unseren Händen und in unseren Hirnen, in unseren Seelen und in unseren Leibern. Sowie die Gegenwart aus der Vergangenheit heraus-

wuchs, so wird die Zukunft auf der Gegenwart sich aufzubauen. Wir schaffen heute an dem, das kommen soll. Nichts können wir heute bauen, sei es nun Großes oder Geringes, das nicht im einen oder anderen Sinne einmal entscheidend wäre für das Ereignis einer späteren Stunde, eines kommenden Tages, einer zukünftigen Zeit!

Ist es uns nun klar, warum wir nicht träge und gleichgültig, dumpf und stumpf, sorglos und unwissend in den Tag hineinleben dürfen? Nur wer die Richtlinien unserer Entwicklung in der Vergangenheit zu erkennen und die Zusammenhänge aufzudecken versteht, nur der weiß auch unsere daraus resultierenden

Aufgaben für die Gegenwart richtig zu deuten. Und nur der wird diese Aufgabe voll und großzügig erfüllen, der sie unter dem Gesichtswinkel ihrer Bedeutung für die Zukunft betrachtet. An der Zukunft aber nutzbaren, bewußt und verstehend — wen wollte das nicht locken und begeistern? Wer in sich Steinfräste trägt für die Weiterentwicklung in der Zukunft, der gebe jauchzend ans Werk!

Von solchem Standpunkt aus mögen wir zuversichtlich sagen: Wer hat heute so viel Ursache zu jauzen und, der Zukunft trauend, fröhlich zu schaffen und den Sieg vorzubereiten als das Proletariat!

Im Moor.

Erzählung von Ernst Prezang.

(Zähne)

Si m Dorfe ging es fröhlicher her. Der Wirt von der „Blauen Blume“ hatte eine Art Konzil mit seinen Gästen abgehalten, um die Frage zu erörtern, ob das im Keller Lagernde Freibier nun getrunken werden dürfe oder nicht. Mit einer starken Dreiviertelmajorität war dann nach kurzer, sehr kurzer Beratung festgestellt worden, daß sie, die Gäste, jedenfalls nicht in sich schuld an dem Scheitern der Hochzeit und Heirat seien, daß man sie also auch nicht durch Entzug des Freibieres strafen dürfe. Und der Wirt meinte: „Bezahlst ist es ja. Warum soll's sauer werden?“ Denn daß er das Geld wieder zurückgeben könne — der Gedanke kam ihm gar nicht. Und ein anderer sagte: „Ja, eh' unser Herr Arnold 'ne neue Braut gefunden hat, ist es gewiß sauer.“ Dazu lachten sie mit gewaltigem Dröhnen.

Und dann floss das Bier, und der Wirt konnte es gar nicht so schnell einschenken, wie es getrunken wurde, während an anderen Tagen mancher drei Stunden lang hinter einem schalen Becher saß. Sie überboten sich in fernigen Trunksprüchen und in lauten, unzweideutigen Bemerkungen, die man sich sonst nicht einmal leise ins Ohr sagt. Nun mehr durstige Seelen schwärmen heran, wie Fliegen zu einer offenen Zuckerdose. Und die Heiterkeit verstärkte sich, und auch die Qualität und Quantität der Biere und Cocktails nahm zu, ohne sich jedoch zu verbessern. An einem Tisch begannen sie schon zu singen:

Verlassen, verlassen, verlassen bin ich.
Wie der Stein auf der Straße,
Kein Dirndl mag mich.

Gleich darauf stimmte eine zweite Tischrunde an:

Mein Mädel is mir untreu wor'n,
Juvivalera, vallera, guß, guß, guß;
Und weil ich hab so'n großen Born,
Gebt Wein her, vallera, gluck, gluck, gluck.

Dazu tranken sie, nickten sich bedeutsam zu und stießen sich mit den Ellbogen an. Die Wände der „Blauen Blume“ halsten wider von Geschrei und Gesächter.

Aber plötzlich wurde es still und immer stiller. Von der Tür ging das Verstummen aus. Und dann reckten sie alle die Köpfe zum Eingang. Der Amts Vorsteher kam. Oder wurde vielmehr hereingeführt vom Gendarmen und vom Ortsdiener, die ihn an beiden Armen stützten. Er hatte einen Ohnmachtsanfall auf der Landstraße gehabt und sah nun ganz schlaff und gelb im Gesicht aus. Dazu waren die drei über und über mit Schnitz und Moorwasser bespritzt, und die beiden Beamten zeigten Gesichter wie bei einer Leichenfeierlichkeit. Zuganzen kein Anblick, Heiterkeit zu erregen.

Der Wirt ließ den Zapfhahn los, sprang hinter dem Tresen hervor und führte Kroninger ins Herrenzimmer, wo zwei oder drei reiche Bauern saßen, die sich auf einen Wink des Wirtes entfernten. Und dann kam die Frau des Hauses und ein Dienstmädchen mit Waschwasser, Handtüchern und Kürsten. Und der Wirt brachte un-

aufgesordert eine halbe Flasche Portwein, die Kroninger in zehn Minuten austrank. Danach wurde ihm etwas besser; er bestellte eine zweite Flasche. Wie er das Glas mit dem Inhalt gegen das Licht hielt, sah er eine Fahne vor dem Fenster hin- und herwehen. Da sagte er heiser: „Fahne einziehen!“ Gleich darauf verschwand das bunte Tuch; und auch der Kranz über dem Eingang wurde heruntergerissen. Das Plakat mit dem Spruch: „Hoch das edle Brautpaar!“ kam in die Schublade für etwaige spätere Fälle.

Als Kroninger die zweite Flasche zur Hälfte geleert hatte, stand er auf, reckte sich empor und wies die Hilfe der herbeispringenden Beamten zurück. Straff aufgerichtet, in gewolltem erzwungenen Haltung ging er hinaus. Dass er auf dem Sopha mit den Messingknöpfen gesessen hatte, war ihm nicht aufgefallen. . . .

Die Fröhlichkeit im Wirtshaus war abgeebbt. Man sprach nun vom Tode der ehemaligen Moorbäuerin.

Bäcker Hinrichs, der eingekleilt in einer Ecke saß und sich noch kräftig an der Verteilung des Freibieres beteiligte, friegte atlmäßig die Empfindung, als müsse er seiner Frau Mitteilung von dem Geschehenen machen. Eine halbe Stunde später war er denn auch schon drüber in seiner Wohnung.

Frau Hinrichs saß am Kaffeetisch und präsidierte ihren zehn ältesten Rängen. Das erste, das jüngste Kind lag zwei Schritte von ihr entfernt in einer Wiege. Und auf ihrem Schoße saß die kleine Regina und labte sich an den Herrlichkeiten des Bäckerladens. Na, Reginchen, die hente so reichliche Tränen hatte vergießen müssen, war schon wieder wohlauf und saß nun in einem wärmeren Nest als vorher.

Hinrichs sagte: „Mann!“ und dies drückte sein Erstaunen über die Anwesenheit der Kleinen aus. Aber es war kein Grund zum Erstaunen; denn Hinrichs hätte wissen können, daß seine Frau bei Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen, Schützenfesten und dergleichen Feierlichkeiten immer in der vordersten Reihe der Zuschauer stand, wenn sie sich nicht aktiv beteiligte. Und da heute ihre Frete das Begrüßungsgedicht hatte sprechen sollen, so war es doppelt selbstverständlich, daß sie niemand vor ihren Augen duldetete, der ihr die Aussicht auf den Schauplatz der Handlung hätte versperren können. Und so hatte sie alles von Anfang bis Ende aus nächster Nähe mit angesehen und die kleine Regina aus dem Trubel herausgesiecht, als deren Vater und Großvater sich eilig davomachten. Später spendeten dann die Bonbongläser und Zuckerbretzeln der Kleinen ihre ewig wirkamen Trostgründe.

Hinrichs setzte sich am Tisch nieder und überlegte, während er sich Kaffee eingoss und trauf, wie er seiner Frau das traurige Ereignis im Moor vermittelns sollte. Aber ehe er mit seiner Überlegung fertig war, wußte sie schon, daß irgend etwas Schreckliches vorgefallen sein

müsste. Sie bemerkte es an dem Ausdruck seines Gesichtes, an seinen Augen, an seinem ganzen Gebaren. Und dann zog sie ihm die Mitteilung förmlich heraus. Und als sie alles wußte, da ließen ihr die Tränen über die roten, runden Wangen und rollten auf Reginchen's Haar. Und dann ging sie hinaus in den Laden, der jetzt geschlossen war, und in dem nur eine halbe Helle herrschte, setzte sich hinter dem Ladentisch auf einen Stuhl und weinte sich aus. Nun wieder mußte sie mit dem kurzen, fleischigen Handrücken über die Augen jahren.

Aber als sie eine halbe Stunde später wieder in die Stube trat, war weder ihrer Stimme noch ihrem Wesen irgend etwas anzumerken. Nur die Augenlider zeigten eine helle Röte. Sie hob die kleine Regina wieder zu sich auf und sagte: „Deh' wirfst bei mir bleiben, armes Wurm.“

Und als ihr Mann, wohl ein wenig überrascht, den Kopf hob, fragte sie: „Hast Du vielleicht etwas dagegen?“

Es klang schon wieder genau so eindringlich wie sonst.

Hinrichs murmelte an einem Stück Kuchen und meinte bescheiden so zwischen dem Kauen hindurch, daß er eigentlich an elf Kindern genug habe.

Worauf Frau Hinrichs die kleine Regina zu Boden gleiten ließ, dicht an den Tisch trat und ihren Mann in aller Entschiedenheit und Deutlichkeit bat, ihr zu sagen, was für ein Unterschied zwischen elf und zwölf Kindern sei.

Das wußte Hinrichs natürlich nicht. Oder, wenn er es wußte, so sagte er es doch nicht. Hatte auch gar nicht soviel Zeit, wie er zu einer Antwort benötigte.

Denn Frau Hinrichs bemerkte ihm weiter, daß sie gar nicht daran denke, etwa Herrn Kroninger junior die Alimente und so weiter zu schenken. Dass nach ihrer Meinung die Sache gerade in dieser Hinsicht ganz energische Hände fordere und dass sie sich zutraue, Zug da hineinzubringen. Oder ob er, Herr Hinrichs, vielleicht glaube, daß sie da oben im Amtszimmer des weißen Hauses keine Worte finden werde.

Nein. Von diesem Glauben war Herr Hinrichs weit entfernt.

„Na also!“ Dann solle er lieber auf den Boden steigen und die dicke Fahne einziehen. Die Motten seien nun längst in anderen Häusern.

Das tat der Bäckermeister. Und dann bummelte er gemächlich hinüber zur „Blauen Blume“, wo sie das Erschrecken und die unbehagliche Stimmung schon wieder abgeschüttelt hatten, und wo nun die Hochzeitsfeier ihren Fortgang in der begonnenen Weise nahm.

Denn den meisten war Frau Wittkow nur das „verrückte“ Moorweib gewesen, das man zudem kaum alle Vierteljahr einmal zu sehen bekam. Hier und dort fiel noch ein Wort von ihr. Und dann war sie vergessen.

Aber da draußen auf der einsamen Moorinsel schrie das Vieh nach ihr. --

Römische Alterthümer finden sich in mehr oder weniger gut erhaltenen Resten in allen Teilen der alten Welt dort zerstreut wo sich ehemals das gewaltige römische Reich der antiken Welt ausstreckte. Afrika und Asien und die romanischen Gebiete Europas zeigen heute noch die Trümmer untergegangener Herrlichkeit. Die wilden Wogen der Zerstörung haben die Prachtbauten der alten Römerwelt wohl zu zerrümmern, aber doch nicht gänzlich zu vernichten vermocht. Ein gutes Beispiel hierfür bietet Salona, dessen Besitz das Kaisertum der Italiener und der Österreich, der Engländer und der Franzosen, der Deutschen und der Griechen, der Kroaten und der Albaner getrennt. So sehr auch dieser ganze verödete Küstenstrich heute einer Wüstenei gleicht, in der kaum ein Stein mehr aus dem anderen steht; die herrlichen Bauwerke aus der Römer- und aus der Venetianerzeit sind nicht spurlos zurückgegangen. Wenn auch arg beschädigt und vom Unwetterstand dort vorübergehend angesiedelter, halbbarbares Volksschäume arg gemischt, haben sie von ihrer erhabenen Schönheit und ihrer gebietserfüllenden Größe, die sich selbst noch in ihren Trümmern ansprechen, nur wenig eingebüßt.

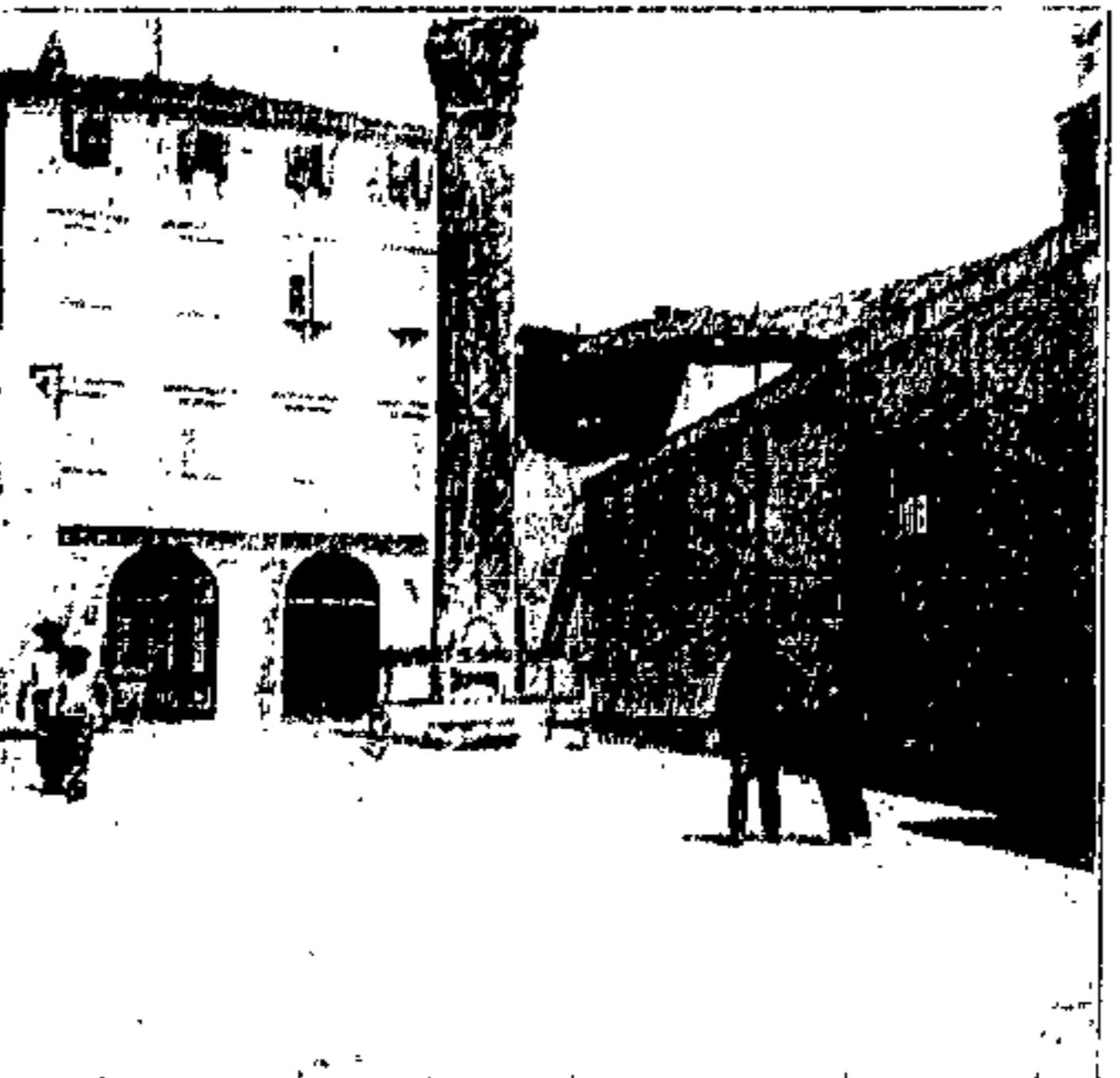
Als Mittelpunkt der dalmatinischen Römerstädte kann man das Objekt von Spalato bezeichnen. Hier stand der berühmte Palast des Kaisers Diokletian. Das eine unserer Bilder zeigt uns die dem Hafen zugewandte Seite dieses Palastes. Es ist wüst an diesem grauerwetzten Gemäuer herumgebaut worden. Marktstände haben sich zwischen seinen elsenbeinfarbenen, schlanken Säulen etabliert. Mietwohnungen sind dem grauen Quadrat seiner Etagen regellos angepasst worden. Unter den schon geschwungenen Pergamenten seiner weit angelegten Fensteröffnungen flattert jetzt lustig Windelzeug und frischgewaschene Wäsche. Aber die Schönheit des Ganzen, die Größe des Eindrucks, das Weitwirkende imponierende ist auch den Trümmern geblieben.

Wüster noch und verwahrloster unten uns diese Trümmer aus der Römerzeit in dem einige Kilometer von Spalato sondeinwärts liegenden Salona an. Hier sehen wir nichts weiter als ein gewaltiges, viele Quadratkilometer großes Ruinenfeld, mit dessen Ausgrabung man vor noch nicht allzu langer Zeit begonnen hat. Eines unserer Bilder gibt einen Blick über einen Teil des Trümmerfeldes. Ein anderes zeigt die Feste des Einganges zum antiken Amphitheater. Wer hier einen Rundgang unternimmt, braucht nicht nur gute Schuhe, sondern auch eine stattliche Dosis schöpferischer Phantasie. Hier und da lässt sich eine Vorstellung rekonstruieren; manchmal

doch als eine schöne Relikte aus vergangenen Tagen angesprochen werden kann.

Das Rückensel. Wer überall nach vorbedachten und liebevollen Zufluchtsplätzen in der Natur sucht, der kommt mit der bekannten Rückensellegende arg ins Gedränge. Suchen wir daher, wie auch sonst, auch diesmal nicht nach vorausbedachten Zuflügen in der Natur, sondern nehmen wir sie und ihre Geheimnisse wie sie sind.

Könnten wir uns auch keinen rechten Zweck der Erziehung erinnern, daß das Rückensel sein Eier in die Nester fremder Vögel legt, eine Ursache zu derselben liegt nahe genug. Diese Ursache ist darin zu sehen, daß das Rückensel seine Eier,



Römersäule in Zara.

deren es mir 1-6 legt, einzeln in so langen Zwischenräumen legt, daß es ihm gar nicht möglich sein würde, sie auszubrüten. Von der Ablegung des ersten Eies bis zu der des letzten vergehen 6 bis 7 Wochen. Demnach würde das erste Ei bereits ausgebrütet und das Junge der Fütterung bedürftig sein, wenn die letzten Eier noch eine unausgeschätzte Brütung bedürfen. Aber wenn das Bebrüten für alle gleich sein sollte, so würde vor Ablegung des letzten Eies das erste längst versaut sein.

Ein älterer Erklärungsversuch meinte, daß der Rücken in seinen südlichen Winteraufenthaltsorten ein Nest bane und ordnungsgemäß brüte; die hier bei uns abgelegten Eier aber seien nur Spätlinge einer Überreifung. Diese Erklärung ist aber ungültig, denn erstens hat man den deutschen Rücken auch in südlichen Ländern nirgends brüten sehen, und zweitens ist auch anderer Rückensarten fremder Gonen dieselbe Gewohnheit eigen, wie der unsreigen.

Die Vernachlässigung der uralten Pflichten entbindet das Rückenspärchen übrigens nicht der Sorge und Unruhe. Bekanntlich behauptet jedes Völkchen sein Revier, in welchem es keinen anderen Rücken duldet. Bei dem Herannahen der Legzeit durchstreift das Völkchen unruhig sein Revier, wobei das Männchen sein Weibchen überallhin begleitet und mit einer gewissen Eifersucht überwacht. Es gilt, für das zu legende Ei ein passendes Unterkommen zu suchen. Jämmer werden die Nester viel kleinerer Vögel gewählt, der Grasmücken, Bachstelzen, Zaunkönige, Rotkehlchen, Pieper und anderer; nur selten hat man ein Rückensei in Starenestern, nie in denen der Spechte oder Drosseln gefunden.

Dabei ist von dem Rückensel die schwere Aufgabe zu lösen, wenn es ein passendes Nest erprobzt hat, zu erkennen, ob die bereits darin liegenden Eier, denen es das eigene beigegeben will, auch noch frische sind, deren Bebrütung eben erst begonnen hat. Nur wenn die Entbindung vom Ei sehr drängt, soll es zuweilen auch zu bebrüteten Eiern oder auch in ein noch leeres Nest sein Ei legen, wobei es sich aber in letzterem Falle vorher davon überzeugt, daß das Nest überhaupt ein bewohntes sei. Bei der Ablegung des Eies mag es dem Rückensel unvergeßlich sein, daß die notgedrungenen Pflegemütter seiner Kinder ihm sämtlich gram sind und es necken und ärgern, wo sie nur können. Es passt also, auf einem Baum in der Nähe ihres Kindes auszufliegen und hinsichtlich schnell herbei, um ihr das Ziehkind unterzuschreiben.

Zu Entlang mit der sonderbaren Jugendgeschichte des Rückens steht es auch, daß die Rückensetzer für einen so großen Vogel unverhältnismäßig klein und von sehr verschiedener Färbung sind. Man findet sie von gelblicher, grünlicher oder blauweißer Grund-

färbe, bald ungefleckt, bald aber auch mit Flecken oder Punkten, Strichen von verschiedenen Farben. Die Unterteilung des Eies ist dem großen Vogel oft sehr schwierig, denn die Nester vieler kleinen Vögel sind möglichst unzüglich angelegt. Zumal ist daher der Rücken genötigt, sein Ei in Schnabel in das Nest zu tragen, natürlich wenn dieses ein bedektes oder in einem Baumloch untergebrachte ist. Da kommt es dann zuweilen auch vor, daß das junge Rücken dann, wenn er flügge geworden ist aus seinem Nest nicht herauskommt. Das ist z. B. an einem Stück in einem Bachstelzennest beobachtet worden. Die treue Pflegemutter, welche ihren längst ausgewachsenen Pflegling in seinem Gefängnis immer noch füttern müßte, versäumte dabei ihre herbatische Zugzeit. Überhaupt unterziehen sich die kleinen Vögel unweigerlich der Pflege des großen Rücken, und nur selten hat man verlorenen Rückensetzer gefunden. Bei diesen ist es überraschender, daß die Pflegemutter die Vente eines Staubvogels geworden war. Es mag für die kleinen Vögel eine schwere Arbeit sein, den großen und eben drein Jahre gefräßigen Rücken immer mit hinreichend Butter zu versorgen.

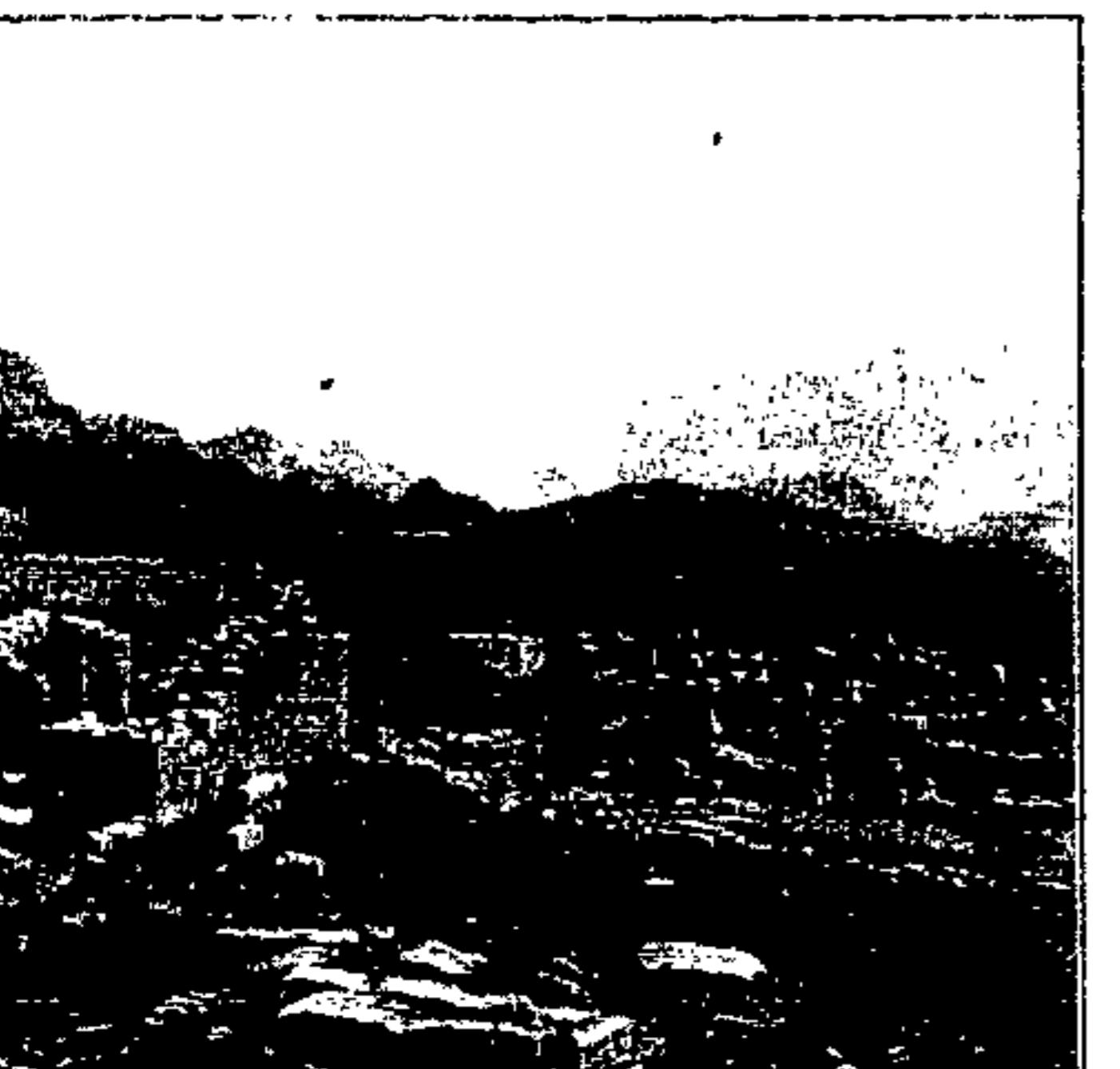
H. B.

Neue Bücher. Die gegenwärtige Mode in der Literatur liebt das Breitaußgespanne, das zwischengespreizter Weitläufigkeit und gähnender Langeweile balanciert. Dieser Art wird auch Anna Reichenbachs Buch „Der Roman der Marianne Baumknecht“ gereicht, das start auf Sensation zugeschnitten ist, mit „Nachtfultur“ arbeitet und das die breite Masse wenig interessierende Seelenleben einer Frau zeigt, die ihre Fähigkeiten in Richtigkeiten und Absurditäten verteilt. Helene v. Mühlau nennt ihr Buch „Livia Saltern-Santos“ einen därischen Roman. Der dichtleibige Band schildert die Revolution in einem südamerikanischen Staate. Das erotistisch-kolorit kommt qui heraus; auch an Spannung fehlt es der Handlung nicht. Nur haftet den Personen etwas allzu stark ausgeprägtes Theatralisches an, das mitunter an die Plache geschickt ausgebauter Molpottage erinnert. Als ein Tendenzroman im guten Sinne des Wortes ist Lori Graffs „Hans von Hoffenstein“ anzusprechen. Die Tragik einer Ehe wird gezeigt an der zwei starke, gute Menschen ohne wesentlich eigene Schuld zugrunde gehen. Die Tendenz des Buches richtet sich gegen das Nutzlos, das so oft durch Einschleppung von Geschlechtskrankheiten in die Ehe angerichtet wird. Ein prächtiges Stück Heimatkunst ist Alfred Voelkls heilscher Bauerndrama „Die Peißer“. Auch in diesem Buch zeigt sich Völk wie der feinfühliger Schilderer der heimischen Land-



Ruinen des antiken Amphitheaters in Salona.

schaft, als guter Beobachter unwidriger, ferniger Menschen, als geschickter und gewandter Erzähler. Schließlich ist da noch das Buch eines Spötters: „Aus den Papieren des Freiherrn von Starpl“ von Gerh. Onkama Knopf. Es ist eines von jenen Büchern, die sich geistreich-spöttisch geben möchten, aber in Wirklichkeit nur herunterreisen. Nichts findet Gnade vor den Augen des neudeutschen Juvenal; sogar die Sozialdemokratie bekommt gelegentlich — freilich etwas plump — eins ausgeworfen. Alle diese Bücher sind im Verlage von Egon Fleischel u. Co. in Berlin erschienen. — Zum Abschluß hieran sei auch der fröhlich erschienene Roman Ariz Stolwronets „Sarah und Hagar“ (Berlin, Richard Echle Nachf.) erwähnt; er behandelt in eigenartiger Weise die Geschichte einer Ehe, ist flott geschrieben, aber ohne künstlerische Feinheiten.



Das Ruinenstück in Salona.

ragen die Fundamente einer Mauer. Die Gleise für die Wagen sind noch auf der antiken Fahrstraße erkennbar. Alte Grabstätten werden gezeigt. Das herrlichste von allem aber ist die unvergleichliche Lage des antiken Salona, das halb die Hänge des tobenen Mojsorgeberges emportsteigt und, überwuchert von wildem Wirtengestrüpp, von Granatbüschen und kleinen Staudenbewässerungen hinunterhaut auf das blaue Meer und die grünen, dem nahen Küstenraume vorgelagerten Inseln.

Die ganze dalmatinische und italische Küste hinauf bis Griechenland lassen sich die Spuren der alten römischen Kultur verfolgen. Pola besitzt die Trümmer einer prächtigen Arena, einen alten Jupitertempel und ein paar noch gut erhaltene Torbögen. Auch in Zara, der jetzigen Hauptstadt Dalmatiens, findet sich eine Römersäule (siehe Abbildung), die zwar nichts sonderlich Imponierendes hat, immerhin aber